

# Takashi Hiraide Der Gast im Garten Roman

*Mit Bildern von  
Quint Buchholz*



INSEL

Takashi Hiraide  
Der Gast im Garten

Roman

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe  
Mit Bildern von Quint Buchholz

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *Kyaku no neko*  
bei Kawade, Tokio.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© 2001 Takashi Hiraide

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Illustrationen: © Quint Buchholz, München  
Umschlaggestaltung: Hißmann, Heilmann, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17626-8

## I

Zuerst sah es aus wie Wolkenfetzen, die auf der Stelle schwebten. Dann schien der Wind sie bald nach rechts, bald nach links zu wehen.

Das kleine Küchenfenster lag so dicht an dem hohen Bretterzaun, dass niemand durch den Zwischenraum passte, und das Milchglas wirkte von innen wie eine von hinten beleuchtete Kinoleinwand. Der Zaun hatte ein kleines Astloch, das das Grün der Hecke auf der anderen Seite der etwa drei Meter breiten Gasse hinter dem Zaun darauf projizierte.

Ging jemand durch die Gasse, füllte sein Bild das gesamte Fenster aus. Es war das gleiche Prinzip wie bei einer Camera obscura – wenn man aus der dunklen Küche auf das Milchglas schaute, sah man die Menschen draußen vorübergehen, nur verkehrt herum. Und nicht nur das, ihre Schatten bewegten sich auch entgegen ihrer eigentlichen Laufrichtung. War der Passant direkt vor dem Astloch, wurde seine Gestalt plötzlich riesengroß, um sich dann – kaum war er vorbei – zu verflüchtigen wie eine Luftspiegelung.

Doch das Wolkenbild an jenem Tag machte keinerlei Anstalten vorbeizuziehen. Und auch als es direkt in der Flucht des Astlochs stand, vergrößerte sich sein Umfang nicht wesentlich. An dem Punkt, an dem es seine größte Ausdehnung hätte haben müssen, blieb das Bild im oberen

Teil des Fensters nur handtellergrößer. Das Wolkenknäuel waberte zögernd auf der Stelle, und ein leises Maunzen ertönte.

Um zu unserem Haus zu gelangen, fuhr man von Shinjuku mit einem Vorortzug ungefähr zwanzig Minuten in Richtung Südwesten bis zu einem kleinen Bahnhof, an dem keine Expresszüge hielten. Nach etwa zehn Minuten Fußweg erreichte man eine leichte Steigung, die einen Hügel hinaufführte. Nachdem man die einzige – in westöstlicher Richtung verlaufende – Hauptverkehrsstraße überquert hatte, ging es einen breiten sanften Hang hinunter. Nach etwa sieben Metern erschien auf der linken Seite ein Anwesen mit einem altmodischen Tor und einer Lehmmauer, deren unterer Teil mit Bambuslatten verkleidet war und die zur Linken in den einfachen Bretterzaun überging, an dem die Gasse verlief.

Das Haus, das wir gemietet hatten, war eigentlich der Garten- und Teepavillon des ausgedehnten, von Lehmmauer und Zaun umgebenen Anwesens. Etwa in der Mitte des Zauns befand sich eine kleine Holzpforte, die der alten Dame, der das Haus gehörte, und uns als Seiteneingang diente. Gleich neben diesem Törchen spähte das Astloch aus dem Zaun hervor wie ein unbemerktes Auge.

Wer, nicht ahnend, wie deutlich er auf unser Fenster hinter dem Zaun projiziert wurde, daran vorbeigehend, gelangte an eine von links in die Gasse ragende Backsteinmauer, hinter der sie eine scharfe Biegung nach rechts vollzog und unversehens auf ein vom dichten Blattwerk eines rie-

sigen Keyakibaums beschirmtes Haus stieß. Hier bog die Gasse wieder scharf nach links ab. Wir nannten dieses gezackte Wegstück Blitzgasse, weil es uns an die gängige bildliche Darstellung von Blitzen erinnerte.

Der Keyaki, der seinen Schatten auf die Gasse warf, war uralt, und der Magistrat hatte ihn gewiss längst unter Schutz gestellt. Er musste schon dort gestanden haben, als das Haus der Nachbarn gebaut wurde, denn man hatte seine Einfriedung für ihn miteingeplant.

Seine gewaltige Krone spendete ihren segensreichen Schatzen auch dem östlichen Teil des Gartens unserer Vermieter und damit unserem Gartenhaus. Im Herbst lag dort alles voller Blätter, sodass die alte Dame gar nicht aus dem Seufzen herauskam.

Ein paar Tage nachdem die streunende Katze sich in die Blitzgasse verirrt hatte, beschloss der fünfjährige Junge aus dem Haus mit dem Keyakibaum, sie zu adoptieren.

Seine Eltern waren zwar unsere direkten Nachbarn im Osten, aber die Windungen der Blitzgasse verhinderten, dass wir einander begegneten. Zudem hatte ihr Haus, wo es an unseren Garten grenzte, nur ein kleines Abzugsfenster. Vielleicht betrachteten sie uns nicht einmal als vollwertige Nachbarn, weil wir nur das Gartenhaus gemietet hatten.

Die helle Kinderstimme des Jungen tönte häufig zu mir herüber. Aber da ich bis spät in die Nacht am Schreibtisch saß, war unser Tagesablauf sehr verschieden, und ich sah ihn fast nie.

Eines Morgens jedoch – ich nahm gerade ein spätes Frühstück ein – kam er an den Zaun. »Ich behalte jetzt die Katze«, rief er laut und deutlich zu mir herüber.

Ein paar Tage später streifte die Katze durch unseren kleinen Garten am Pavillon, der gerade groß genug war, um Wäsche aufzuhängen, und ich hörte ihn nach ihr rufen. Ich musste lächeln. Im Nachhinein betrachtet, verpasste ich wohl damals die Gelegenheit, Freundschaft mit ihm zu schließen.





Offenbar hatte die alte Dame aus dem Haupthaus die selbstbewusste Ankündigung des kleinen Jungen auch vernommen, denn am selben Abend hörten wir, wie sie mit der Nachbarin sprach.

»Sie haben also jetzt eine Katze?«, fragte sie vorwurfsvoll mit scharfer, klarer Stimme. »Das ist wirklich zu viel für mich.« Dann folgte eine eintönige Klage, wie die Katzen, die sich überall auf ihrem Grundstück herumtrieben, den Garten verwüsteten, Getöse auf dem Dach veranstalteten und mitunter sogar schmutzige Tapser auf den Tatami hinterließen. Die junge Frau von nebenan hörte sich die Vorhaltungen der Achtzigjährigen geduldig an und antwortete leise und höflich, ließ sich aber nicht einschüchtern. Der kleine Junge stand vermutlich aufgeregt hinter ihr und hoffte, seine Katze behalten zu dürfen. Am Ende musste sich die alte Dame geschlagen geben.

Mir fiel ein, dass der Mietvertrag für das Gartenhaus, den wir zwei Jahre zuvor unterschrieben hatten, eine Klausel enthielt, nach der Kinder und Haustiere untersagt waren.

Wir hatten zwar schon die Mitte dreißig überschritten, wünschten uns aber kein Kind. Auch an einem Haustier hatten wir kein Interesse. Wir waren beide berufstätig und hatten nie auch nur darüber gesprochen, uns einen Hund oder eine Katze anzuschaffen. Nach den Kriterien

der alten Dame waren wir vermutlich die idealen Mieter.

Zu unserem engeren Freundeskreis gehörten einige passionierte Katzenliebhaber, die uns mit ihrer zur Schau gestellten Zuneigung oft befremdeten. Mitunter überschütteten sie die Tiere mit hingebungsvoller Zärtlichkeit, ohne sich der Peinlichkeit ihres Verhaltens bewusst zu sein. Wohlgermerkt, ich hatte keine Abneigung gegen Katzen, nur Vorbehalte gegenüber sogenannten Katzenliebhabern. Allerdings hatte es bisher in meinem Umfeld nie eine Katze gegeben.

Als Kind hatte ich einmal einen Hund. Meine Beziehung zu ihm war unkompliziert und natürlich, und ich hatte die Hierarchie, die sich über die Leine zwischen dem, der führte und dem, der gehorchte, übertrug, als befreiend empfunden.

Ich war damals ungefähr im gleichen Alter wie der Nachbarsjunge, und wir wohnten in einem winzigen Holzhaus in einer Siedlung für städtische Angestellte. Doch kaum hatte ich den Welpen bekommen, wurde er mir auch schon wieder gestohlen. Ich glaube, es war an einem Samstag- oder Sonntagnachmittag. Als Erster bemerkte mein Vater, dass der im Flur angebundene Spitz verschwunden war.

»Hundediebe«, flüsterte er sofort und rannte mit mir aus dem Haus. Wir suchten überall, aber weder von dem Hund noch von einem Dieb war etwas zu sehen. Ich spürte damals, dass ich meinen Vater lieber nicht nach dem Wort »Hunediebe« fragen sollte, das ihm entschlüpft

war. An dieses Gefühl erinnerte ich mich noch ganz deutlich. Meiner älteren Schwester zufolge hatte ich die ganze Nacht geweint, aber das wusste ich nicht mehr.

Wir hatten zwar keine besondere Vorliebe für Katzen, aber dennoch kannte meine Frau sich erstaunlich gut mit ihnen aus, wie überhaupt mit allen Tieren.

Schon als Kind hatte sie mit ihrem älteren Bruder Flusskrebse und Salamander gefangen und in einem Terrarium gehalten. Sie hatten sogar alle möglichen Schmetterlingsarten in ihrem Zimmer schlüpfen und umherflattern lassen, Prachtfinken und Kanarienvögel gehabt, Küken und aus dem Nest gefallene Spatzenjungen aufgezogen und verletzte Fledermäuse gesund gepflegt.

Bei jeder Tiersendung, die wir im Fernsehen sahen, konnte meine Frau die ausgefallensten Arten in den fernsten Ländern beim Namen nennen. Wenn ich also sage, keiner von uns hätte eine besondere Vorliebe für Katzen, so war das bei mir, ihrem Mann, doch etwas ganz anderes.

Als die Nachbarn die kleine Katze zu sich nahmen, bekam sie ein zinnoberrotes Halsband mit einem Glöckchen und tauchte nun des Öfteren auch in unserem Garten auf.

Der Garten des Haupthauses und unserer waren ursprünglich eins gewesen und jetzt nur durch einen einfachen Bretterzaun getrennt. Der große Garten mit seinen Bäumen, dem künstlichen Hügel, dem Teich und den Blumenbeeten schien der Katze sehr zu gefallen. Und nachdem sie zuerst den kleinen Garten um unser Haus erforscht hatte, durchstreifte sie nun die Weiten des großen.

Stand unsere Tür offen, warf sie auf ihrem Hin- oder Rückweg stets einen Blick in unser Haus. Sie war nicht scheu, aber von Natur aus sehr vorsichtig. Sie schaute mit aufgestelltem Schwanz ruhig ins Haus, kam aber nie hinein. Machte ich Anstalten, sie hochzuheben, ergriff sie sofort die Flucht. Versuchte ich es mit Gewalt, biss sie nach mir. Doch unter den stets wachsamen Augen der alten Dame wollten wir uns nicht zu auffällig bemühen, das Kätzchen anzulocken.

Das Folgende ereignete sich zwischen Herbst und Winteranfang 1988, als die Shōwa-Zeit ihrem Ende entgegen ging.

Die Katze hieß Chibi, »Kleine«. Wir hörten, wie der Junge mit seiner hohen Stimme nach ihr rief – »Chiiiiiiii!«, und auch das Trappeln seiner Füße und das leise Klingeln von Chibis Glöckchen.

Chibi war ein kleines Juwel. Ihr weißes Fell hatte, wie man es häufig bei japanischen Katzen sieht, runde rußschwarze und hellbraune Flecken, als hätte man sie mit Tusche besprenkelt. Sie war schmal und sehr klein.

Dieses Zierliche war ihre Besonderheit. Außerdem hatte sie sehr hübsche spitze Öhrchen, die ständig in Bewegung waren. Uns fiel auf, dass sie sich nie an unseren Beinen rieb, wie Katzen es eigentlich gern tun. Anfangs glaubte ich, es liege daran, dass ich nicht an den Umgang mit ihnen gewöhnt war, aber das war es wohl nicht. Ein Mädchen, das immer durch die Blitzgasse kam, ging manchmal vor ihr in die Hocke, um sie anzuschauen. Chibi ließ es geschehen, ohne die Flucht zu ergreifen, doch sobald die Kleine sie berühren wollte, schoss sie davon wie ein kalter, fahler Blitz.

Chibi miaute so gut wie nie. Bei ihrem ersten Auftauchen in der Gasse hatte sie leise gemaunt, aber danach nie mehr. Wir mussten uns wohl damit abfinden, dass sie uns ihre Stimme nicht hören lassen würde.

Sie war eigentümlich sprunghaft, und das nicht nur als ganz junge Katze. Vielleicht reagierte sie so lebhaft auf In-

sekten und Reptilien, weil sie immer allein in dem großen Garten spielte. Ansonsten konnte ich mir nur vorstellen, dass sie auf unsichtbare Veränderungen des Lichts und des Windes reagierte. Zwar haben die meisten Katzen eine Neigung zum Unsteten, doch Chibis Bewegungen erschienen besonders abrupt und blitzartig.

»Sie macht der Blitzgasse alle Ehre«, sagte meine Frau bewundernd, sooft Chibi vorbeisauste.

Der Nachbarsjunge brachte der kleinen Katze bei, mit einem Ball zu spielen, und sie erwies sich bald als wahre Meisterin. Der Gummiball hatte genau die richtige Größe für ihre Pfote. Sein fröhliches Aufprallen schallte so einladend durch die Gasse, dass ich selbst Lust bekam, in unserem kleinen Garten mit Chibi zu spielen. Nach einigem Zögern holte ich eines Tages einen Tischtennisball aus einer Schublade hervor.

Ich ließ den Ball auf dem Beton unter der offenen Veranda springen. Chibi kauerte sich auf den Boden und verfolgte ihn mit den Augen. Sie machte sich ganz flach, wickelte sich auf allen vieren leicht nach hinten und zog sich zusammen, wie eine gespannte Feder. Dann katapultierte sie sich in die Höhe, um sich kühn auf den kleinen weißen Ball zu stürzen. Sie schlug ihn mit den Vorderpfoten durch die Luft und schoss dann zwischen meinen Beinen hindurch davon.

Bei Manövern wie diesem zeigte sich ihr sprunghafter Charakter. Sie ließ den Tischtennisball liegen und wandte sich im Nu etwas anderem zu. Im nächsten Moment

schon hatte sie ihre kleine Pfote auf dem Kopf einer im Schatten eines Felsens verborgenen Kröte, nur um im übernächsten ans andere Ende des Gartens zu huschen und sich im Gras zu wälzen, sodass man ihren weißen Bauch sah. Gleich darauf sprang sie, ohne mich, ihren Spielgefährten, eines Blickes zu würdigen, nach dem Ärmel eines Unterhemds, das auf der Wäschestange hing, und flitzte anschließend durch das Gatter in den Garten vom Haupthaus.

Zwar hatte mir einer der Katzenliebhaber, mit denen ich befreundet war, erzählt, dass nur ganz junge Katzen gern Ball spielten, doch es war eindeutig, dass eine gewisse erwachsene Katze diesem Spiel auch nicht abgeneigt war.

Chibi hatte eine weitere Besonderheit. Sie war, um es mit dem Wort der alten Dame auszudrücken, eine »Schönheit«. Da es sich immerhin um das Urteil einer Person handelte, die jahrelange Erfahrung mit dem Verscheuchen von Katzen besaß, konnte es wohl als objektiv gelten.

Nach Meinung einer mir bekannten Fotografin hielten alle Katzenfreunde ihre eigene Katze für die hübscheste und seien blind für die Vorzüge aller anderen. Sie selbst sei ebenfalls eine Katzennärrin, werde aber wegen ihrer Einstellung von anderen Katzenfreunden gemieden und mache nur noch Aufnahmen von Streunern.

Chibi spielte also gern Ball. Und so kam sie mit der Zeit von sich aus zu uns, um uns dazu zu bewegen. Auf sachten Pfoten betrat sie das Haus und versuchte uns mit sehnsüchtigen Blicken in den Garten zu locken, bis wir reagier-

ten. Meist war es meine Frau, die hocheifrig alles stehen und liegen ließ und in ihre Sandalen schlüpfte.

Wenn Chibi sich müde gespielt hatte, kam sie ins Haus, um sich auszuruhen. Das erste Mal, als sie zusammengerollt auf dem Sofa einschlief, hielt eine tiefe Freude Einzug, als habe das Haus selbst sich diese Szene erträumt.

Wir überließen es Chibi, uns zu besuchen, damit die alte Dame nicht aufmerksam wurde. Und mit der Zeit verstand ich die Katzenliebhaber immer besser. Ganz offensichtlich gab es keine Katze auf der Welt, die hübscher war als Chibi. Auch nicht im Fernsehen oder auf Kalenderbildern. Doch auch wenn ich sie nun für die schönste aller Katzen hielt, gehörte sie ja nicht uns.

Da sie sich immer durch das Klingeln ihres Glöckchens ankündigte, nannten wir sie bald »Glöckchen«. Immer öfter stahl sich dieser Kosename auf unsere Lippen.

»Glöckchen, wo bist du?«, rief meine Frau, und sogleich ertönte das vertraute Glöckchen. Chibi verließ das Nachbarhaus zwei Ecken weiter an der Blitzgasse, schlüpfte durch ein Loch im Maschendraht zwischen den Grundstücken, lief an unserem Haus entlang zur Veranda, sprang auf den offenen Teil, stellte ihre Vorderpfoten auf den kniehohen Fensterrahmen und spähte mit gerecktem Hals ins Haus.

Es wurde Winter. Und durch den Spalt des leicht geöffneten Fensters zog Chibi fast unmerklich in unser Leben ein. Wie eine kleine Strömung wiederkehrt, Einfluss nimmt und so den Lauf des Schicksals bestimmt.



Der Essbereich der Küche lag an der ersten Biegung zur Blitzgasse. Das Fenster zeigte nach Westen zum Küchenfenster des Haupthauses. Durch ein großes Fenster auf der Ostseite sahen wir jenseits eines auf dem Zaun gespannten Drahts die Köpfe der Passanten, die um die Ecke bogen.

Wandte man sich im Inneren des Haus nach Süden, lag rechts der kleine Eingangsbereich mit einer Milchglastür, während sich links eine verschiebbare Wand – eine Fushima – befand. Weiter geradeaus gelangte man in ein sechs Tatami großes japanisches Zimmer. In ihm befanden sich rechts eine Tokonoma-Nische und auf der anderen Seite ein Wandschrank. Im Osten war eine Glastür im Stil einer mit Papier bespannten Schiebetür. Durch sie konnte man über den Zaun die Leute, die um die zweite Ecke der Blitzgasse bogen, von hinten sehen.

Hinter dem Tatami-Zimmer lag ein weiterer, nicht ganz so großer Raum mit einem Dielenboden. Er öffnete sich nach Süden zum Wäschetrockenplatz. Der mit Moos bewachsene Holzzaun beschrieb hier einen Bogen und schützte uns vor Blicken aus dem großen Garten.

Unser Haus besaß eine Vielzahl von Fenstern. An der Westseite des Dielenzimmers hatte man eine runde Öffnung in die Wand eingebracht, deren Gitterwerk von Wein umrankt war. Wahrscheinlich hatte dieser Raum früher

nicht nur der Teezeremonie, sondern auch der Mondbe-  
trachtung gedient. Die alte Dame hatte mir erzählt, der  
Blick auf den künstlichen Hügel im Garten sei von hier  
aus am schönsten gewesen. Doch nun versperrte das au-  
ßen angebaute Bad diese Aussicht. Zudem machten unse-  
re Möbel die elegante Gestaltung des Raumes zunichte.

Die zahlreichen Fenster übten eine entspannende Wir-  
kung auf die erschöpften Bewohner des Hauses aus. Auf  
der Südseite erstreckte sich in Kniehöhe ein großes Fen-  
ster von fast vier Metern Breite, das einen weiten Blick  
auf den Himmel erlaubte. Doch durch den ausgedehnten  
Gartenzaun der Hausbesitzer, die fast fensterlose Ost-  
seite des Nachbarhauses und die natürliche Barriere des  
nach Süden abfallenden Hangs, hatte niemand Einsicht  
in unser Haus. Das Vordach zum Garten bestand zum Teil  
aus einem schrägen Dachflächenfenster aus schlagfestem  
Glas, das Sonnenlicht in Hülle und Fülle hineinließ.

Als ich ein halbes Jahr nach unserem Einzug eines Tages –  
es war im Frühjahr 1987 – das aluminiumgerahmte Fen-  
ster weit öffnete, stürmte von Süden der Wind herein.  
Als ich nacheinander auch noch die Küchenfenster, die  
Fenster der Zimmer im Osten, die an der Essecke und  
das Toilettenfenster öffnete, verfing sich der Wind wie  
in einer Höhle und brauste ungestüm durchs Haus. Stau-  
nend starrte ich auf den Trockenplatz, über dem die Wol-  
ken rasch dahinzogen. Der Wind riss zwei dünne Mistel-  
zweige ab und wehte sie zu Boden. Er rüttelte so gewaltig  
an Stamm und Ästen des großen Keyakibaums im Nach-

bargarten, dass sie sich bogen. Die Sonne blinzelte kurz durch das Oberlicht, verschwand und kehrte mit einigen Pflaumenknospen zurück, die der Wind herübergetrieben hatte. Er hatte auch meinen kleinen Schreibtisch umgeworfen, und meine Papiere tanzten durch die Luft. Als sie sich nach ihrem jahreszeitlichen Ausflug wieder niedergelassen hatten, empfand ich erneut, wie wir gut daran getan hatten, in dieses Haus zu ziehen.

Der Teerraum hatte eine sogenannte Hängendecke, bei der die Schräge des Vordachs sich ein Stück im Innenraum fortsetzt. Eine hinter Bambusverstreben eingelassene Milchglasscheibe diente als Oberlicht. Ich streckte mich gern auf einer Matte aus Glyzinienbinsen darunter aus und beobachtete, den Kopf auf den Ellbogen gelegt, die Veränderungen des Lichts.

Ein Frühlingsregen setzte ein. Als wären es Präparate auf einem Deckglas konnte ich an den ersten Tropfen beobachten, wie ihre Größe wechselte. Jenseits der Scheibe zogen schemenhaft die Wolken vorüber, und Blätter tanzten. Eine sich träge bewegende bräunliche Silhouette war wohl der Bauch einer der diebischen Katzen, die sich auf dem Grundstück herumtrieben.

Ein Vogel landete auf dem Glas des Vordachs und suchte mit seinen rosa Krallen dort Halt, geriet jedoch unversehens ins Rutschen und flatterte erschreckt auf einen Balken zurück. Transparentes Milchglas war ein für Vögel unverständliches Phänomen.

Ich wollte die Stelle kündigen, die ich seit zwei oder drei

Jahren bei einem Verlag hatte, aber es fiel mir schwer, und ich ließ Tag um Tag verstreichen. Bedrückt über mein Unvermögen, hörte ich bei beruflichen Zusammenkünften gar nicht mehr auf zu trinken oder vergeudete am Wochenende die Zeit, die ich eigentlich auf meine eigene schriftstellerische Arbeit hätte verwenden sollen, mit Baseball. Die Tage flogen nur so vorbei, und meine Arbeit als Lektor, die beherrscht war von der Beschäftigung mit dem Schreiben anderer, erschien mir zunehmend sinnlos und halbherzig.

Irgendwann bekam ich einen Ausschlag am rechten Oberarm, den ich zunächst auf eine Überanstrengung beim Baseball zurückführte. Doch im Laufe der folgenden Tage breitete er sich über meine rechte Schulter und dann rechts auf meinem Hals aus. Die Nerven an dieser Stelle sind mit dem Sprachzentrum in der linken Gehirnhälfte verbunden, sodass eine Zeitlang mein Denken verlangsamt war und das Sprechen mir schwerfiel.

Es stellte sich heraus, dass ich mir einen Virus eingefangen und eine einseitige Gürtelrose bekommen hatte. Ich wurde einen Monat lang behandelt, aber bei dieser Erkrankung weiß man nie, wann sie wieder ausbricht. Dies bestärkte mich in meinem Entschluss zu kündigen. Dennoch ließ ich die Tage träge verstreichen, ohne die Energie zum Sprung ins kalte Wasser aufbringen zu können, da auch fraglich war, ob ich von dem, was ich bisher an eigenen Arbeiten hervorgebracht hatte, würde leben können. Doch hätte ich mich erst in unserem neuen Heim einge-

lebt, würden sich – davon war ich überzeugt – die Aufgaben des nächsten Jahres deutlicher abzeichnen.

Ich ging zu meiner Frau in die Küche. »Komm, lass uns in ein Café gehen«, sagte ich.

»Du machst mir Angst«, erwiderte sie.

An ihrer erschrockenen Reaktion erkannte ich, dass sie bereits ahnte, was ich ihr zu eröffnen hatte.

Auf dem Tisch des kleinen Cafés am Bahnhof breitete ich eine Liste aus, auf der genau aufgeführt war, was ich monatlich an Honoraren und Beteiligungen zu erwarten hatte. Meine Frau hatte einen festen Vertrag als Korrektorin bei einem Verlag. Ihre Arbeit bestand darin, lektorierte Fahnen zunächst gegenzulesen, dann Fakten und Zitate anhand des Originals zu überprüfen, auf Fehler in der Übersetzung hinzuweisen und orthographische und von Fall zu Fall auch stilistische Korrekturen vorzunehmen. Ich hatte ihr jährliches Einkommen in meine Berechnungen einbezogen und erklärte ihr nun die Vorzüge, die es hätte, wenn wir beide zu Hause arbeiten würden.

Vorläufig konnten wir wahrscheinlich anderthalb Jahre über die Runden kommen. Darüber hinaus gab es keine Garantie, das war mir klar. Dennoch durfte ich als der Verführer keinerlei Unsicherheit zeigen. Ich musste zu meiner Idee stehen und ihr unser neues bescheidenes, aber sehr vereinfachtes Leben in den schönsten Farben ausmalen. Meine Frau konnte sich gewisser Zweifel nicht erwehren, aber nachdem sie mitangesehen hatte, wie lange und qualvoll ich um eine Entscheidung gerungen hatte,

konnte sie sich nicht dazu überwinden, meinen Vorschlag zu torpedieren.

Wir gingen nach Hause, aßen und setzten uns an unsere Schreibtische, die nebeneinander vor dem Fenster nach Süden standen, um uns wieder unseren wenig einträglichen Tätigkeiten zuzuwenden. Ehe wir uns versahen, war es Nacht. Als meine Frau spontan von ihrem Schreibtisch nach oben blickte, stieß sie einen leisen Schrei aus. Das Licht des fast vollen Mondes strömte wie ein breiter weißer Fluss durch das etwa dreieinhalb Meter breite Fenster.



Wir schufen einen Zugang zum Haus für Chibi, den nur sie benutzen konnte, nicht jedoch andere Katzen. Unter dem großen Südfenster zog sich entlang der ganzen Breite ein vierzig Zentimeter hohes Milchglasfenster, durch das man Staub hinausfegen konnte. Ließen wir es nur sieben Zentimeter weit offen, konnte Chibi – und nur Chibi – sich durch den Spalt zwängen. Damit keine Zugluft und keine Insekten eindringen konnten, hängten wir ihn mit einem dicken, dunkelblau geblühten Baumwollstoff zu.

Ein ehemaliger Mandarinenkarton, den wir in eine Ecke des Zimmers mit dem Dielenboden stellten, diente Chibi als Kistchen. Wir legten ihn mit Handtüchern aus und stellten einen Teller für Futter hinein. Neben den Karton platzierten wir eine Schale für Milch.

Hatten wir den Karton, weil wir saubermachten, in ein anderes Zimmer verfrachtet, starrte Chibi fassungslos auf die Stelle, an der er sich hätte befinden müssen, und kauerte sich dort auf den Boden.

Die Nachbarn tauschten ihr rotes Halsband hin und wieder gegen ein lilafarbenes aus, sodass wir nie wussten, welches sie tragen würde. Dennoch schien Chibi zu wissen, dass sie auch im Haus von Menschen, die nicht berechtigt waren, ihr Halsband zu wechseln, in Sicherheit war.

Einmal hatten wir zwei Lektoren zu Gast. Als Chibi die



Fremden bemerkte, umkreiste sie meine Frau vier oder fünf Mal, wie um sie zu beschützen und ihren Anspruch auf sie geltend zu machen.

An einem Nachmittag nach Frühlingsanfang hatte Chibi gejagt. Sie hielt einen Spatz im Maul und tappte knurrend und mit gesträubtem Fell absichtlich laut durchs Haus, als sollten wir ihre Schritte hören. Jemand hatte mir gesagt, dass Katzen ihre Beute ihrem Halter bringen, aber Chibi zog so viele Male maunzend und brummend im Kreis herum, als wollte sie ihre Beute vor allem dem Haus zeigen. Anschließend lief sie zu den Gemüsebeeten an der Ostseite des großen Gartens und spielte mit dem bedauernswerten Spatz, bis er sich nicht mehr rührte.

»Ich werde Chibi jedenfalls nicht hochnehmen«, wiederholte meine Frau, nachdem sie den Spatz begraben hatte. »Es ist schöner, wenn Tiere tun können, was sie wollen.«

Der April kam, und so viele graublaue Bläulinge tanzten dicht über dem Boden des Gartens, dass man bei jedem Schritt fürchtete, sie zu zertreten.

Meine Frau sagte, sie finde es so interessant, dass jede Katze eine andere Persönlichkeit habe, auch wenn sie alle Katzen seien.

»Für mich ist Chibi eine Freundin, mit der ich mich gut verstehe, nur dass sie eben eine Katze ist.«

Und sie erzählte mir vom Aphorismus eines Denkers, demzufolge die Beobachtung der Kern einer Liebe sei, die nicht in Gefühlsduselei verfalle. Außerdem schien sie Chibis

tägliche Aktivitäten manchmal in einem großen Notizheft festzuhalten.

Anfang Juni reiste ich zu Recherchen nach Kanada und in die USA. Meine Frau blieb zu Hause. In dieser Zeit änderte Chibi ihr Verhalten. Bisher hatte sie – ganz wohlerzogene Katze – nie eine Pfote auf unsere Betten gesetzt oder war gar darauf herumgelaufen. Doch nun war Chibi eines Nachts, als meine Frau schlief, lautlos auf ihren Futon gesprungen und hatte sich neben ihr zusammengerollt. Seither schlief sie bei meiner Frau.

Anscheinend hatte ich mir in Amerika eine Erkältung geholt. Also legte ich mich an dem Abend, an dem ich nach Hause kam, sofort zu Bett. Chibi kam wie gewohnt auf den Futon und merkte erst jetzt, dass ein anderer Mensch darin lag.

Sie zögerte, sprang dann auf den Toilettentisch und flüchtete nach einem Blick in den Spiegel durch den Vorhang ins Dunkel des Wandschranks, der ihr eigentlicher Schlafplatz war. Damit sie jederzeit dort schlafen konnte, hatten wir uns angewöhnt, die Futons schon früh am Abend herauszunehmen.